

Der Gesellschafter.

Den 13. Dezember

Beilage zum Nagolber Intelligenzblatt.

1849.

Württembergische Chronik.

In den ersten Wochen des Jahres 1849 wird S. K. H. der Kronprinz, wie versichert wird, eine Reise nach St. Petersburg antreten, um dort eine Zeit lang an der Seite seiner hohen Gemahlin zu verweilen und sie bis zum Frühjahr nach Württemberg zurück zu geleiten.

Ueber die Verhandlungen der Landstände.

Der bisherige Gang unserer landständischen Verhandlungen muß, selbst in Vergleichung mit den Landtagen der Periode, welche wir mit dem März dieses Jahres abgeschlossen glaubten, Aerger und Betrübniß erregen. Waren wir gewohnt, daß die Verhandlungen der zweiten Kammer durch die Mitwirkung der Privilegirten erschwert und durch den Widerspruch der ersten Kammer häufig fruchtlos gemacht wurden, so gaben wir uns der Hoffnung hin, die bisherigen Privilegirten in der ersten und zweiten Kammer werden von selbst einsehen, daß künftig eine besondere Vertretung einzelner Stände nicht mehr statt finden und daß noch weniger von der Krone ernannte Mitglieder unter den Volksvertretern sitzen dürfen. Es war zu erwarten, daß die erste Kammer und der Adel und die Prälatenbank in der zweiten sich Mühe geben werden, die noch übrige Zeit ihrer Mitwirkung bei der Volksvertretung zu benutzen, um den Beweis zu liefern, daß auch sie ihre Zeit begriffen haben. Mit anderen Worten: die Privilegirten hätten in ihrem eigenen Interesse gern und freudig daran arbeiten sollen, daß die Bedürfnisse und Wünsche des Volkes befriedigt werden; dann wären sie würdig aus der Volksvertretung geschieden und das Volk selbst hätte sie vielleicht als Männer seines Vertrauens später wieder in dieselbe gewählt. Statt dessen benutzen die Privilegirten ihre Sitze in der Kammer fortwährend bloß zu möglichster Erschwerung der Verhandlungen und sie suchen Alles zu verhindern, wodurch die vom Volk gewählten Abgeordneten Erleichterung schaffen wollen. — In der zweiten Kammer muß ihnen jedes Gesch. Schritt für Schritt abgekämpft werden; die Verhandlungen ziehen sich wegen ihres Widerspruchs fort und fort in die Länge; die vielen Sitzungen kosten das Land viel Geld und am Ende kommt nichts Besseres heraus, als was man ohne Adel und Prälaten in wenigen Sitzungen ausgemacht hätte. — Dann berathet die erste Kammer und verwirft Alles, was Regierung und zweite Kammer zum Besten des Volkes berathen haben, wie wir bereits an dem Jagdgesetz sehen, so daß am Ende keine Vereinigung zu Stande kommt und Zeit und Geld verloren ist. — Dieser langsame, zu Nichts führende Gang der Verhandlungen muß nothwendig bald ein Ende nehmen, sonst nützen alle Bemühungen der das Volkswohl verteidigenden Abgeordneten nichts. Es ist deshalb unsere feste Ueberzeugung,

daß nur eine ganz vom Volk gewählte konstituierende Versammlung eine Besserung schaffen wird und daß es im höchsten Interesse des Volkes liegt, die Auflösung der jetzigen Ständeversammlung und die Einberufung neuer bloß vom Volk gewählten Vertreter so bald als möglich herbeizuführen. Zwar mahnen unsere Vertreter die Regierung fleißig an die Vorlegung eines Wahlgesetzes für eine neue verfassunggebende Versammlung; aber die Regierung wartet auf Beschlüsse der Nationalversammlung in Frankfurt und daß wir lang warten müssen, bis von dort etwas Gutes kommt, das wissen wir Alle. Deswegen ist nothwendig, daß auch das Volk die Bemühungen seiner Vertreter unterstütze und sich an die Regierung mit der dringenden Bitte wende, ein Wahlgesetz zu einer verfassunggebenden Versammlung unverweilt zur Verabschiedung zu bringen und dann die jetzige Ständeversammlung aufzulösen. Wir wollen lieber auf die verbeßerten Gesetze über Jagden, Zehnten, Geschwornengerichte, Gemeindeordnung und andere länger warten, damit wir sie aus den rechten Händen und vollständig erhalten, als durch längeres Verhandeln mit den Privilegirten verflümmelte und ungenügende Gesetze um theures Geld erkaufen.

Ueber Zehnt-Ablösung

war in diesen Blättern schon Einiges zu lesen, was nicht ohne Nutzen für Viele blieb, namentlich hat die Erläuterung der Herren Abgeordneten Geigle, Präffin und Zeller in Nr. 96 manchen Zehntpflichtigen über seinen Vortheil aufgeklärt. Da aber das Gute und Nützliche unserer Landeuten nicht genug empfohlen werden kann, weil sie nicht gar sehr sich beeilen, vom Auen zu lassen, um dem Neuen und Bessern sich in die Arme zu werfen, so möchte der Einsender dieser Zeilen auch sein Eifer beibringen, um die schon so lange gehörten und gerechten Klagen der Landwirthe helfen zu beizugehen.

Es wird namentlich der Ablösung entgegen gehalten, daß die abgelösten, also freien Güter wieder mit neuen Steuern belegt werden, wenn der Fall eintrete, daß kein Geld in der Staatskasse sey, dieß wurde aber schon durch die Erklärung widerlegt, daß das Ablösungskapital wieder angelegt und nur der Zins daraus verwendet, überhaupt aber das Ganze durch die Stände überwacht werde, auch ohne Genehmigung derselben keine neue Steuer aufgelegt werden dürfe, demnach kann dieser Einwurf hier sügl. übergangen werden.

Ein anderer Vorwurf gegen die Ablösung ist, daß, wenn der Zehnten nicht mehr erhoben werde, die Fruchtstätten eingehen und im Fall eines Mißjahrs die Frucht durch Spekulation ungebührlich theuer werden könne. Einsender möchte aber hierbei nur fragen, geht denn die Frucht, welche der Bauer sonst als Zehnten gab, die er eher nun auf seinen Fruchtspeicher legen darf, verloren? Der ist

etwa im Jahr 1847 der Ebeurung durch die Fruchtstätten geseuert worden? Man darf diese beiden Fragen ganz gewiß mit einem bejahenden Nein beantworten. Der Staat hat im Jahr 1847 mit seiner Frucht so gut spekulirt, wie der geübteste Fruchthändler. Sollten aber die Fruchtstätten auch ganz aufhören, so wäre dieß ein Gewinn für das Land dadurch, daß der Staat die Unterhaltungskosten für dieselben nicht mehr hätte, was ja den Steuerpflichtigen wieder zu gut käme.

Was endlich das Bedenken betrifft, welches viele wegen Aufbringung des Ablösungskapitals haben, so haben auch hierüber die drei Abgeordneten hinlänglich dargethan, daß es gar keines Ablösungskapitals bedarf, sondern daß jeder Bauer nur sagen darf: Ich will ablösen! Er braucht nicht mehr zu leisten, als bisher, und seine Zehntlast hebt sich in 25 Jahren von selbst auf.

Der Einsender wendet sich hauptsächlich an die bürgerlichen Kollegien, damit sie diese Sache zu Handen nehmen und für ihre ganze Gemeinde Schritte thun; ihnen wird man nicht näher zu erläutern brauchen, welchen Nutzen die schnelle Anmeldung zur Ablösung bringt. Wille jede Gemeinde eine Ablösungskasse, worin der Erlös von den Zehntgarben niedergelegt werde, wenn sich die Gemeindeglieder nicht dazu verstehen wollen, ihren Zehnten in Geld zu entrichten, gewiß werden dann die Gemeinden in etwa 15 Jahren ganz frei seyn, wenn nur jeder Bürger so viel leistet als bisher.

Aber auch die landwirthschaftlichen Bezirksvereine sollten ohne Aufschub diesen Gegenstand in Beratung ziehen, wie nicht minder die Amtsversammlungen, denn die Ablösung des Grund und Bodens ist ein Gegenstand von so hoher Wichtigkeit, daß Jeder sich berufen fühlen muß, der es mit seinem Nebenmenschen gut meint, Hand ans Werk zu legen.

Ein Freund der Landwirthschaft.

Tages-Neuigkeiten.

In der Verfassungskommission der Nationalversammlung in Frankfurt ist jetzt der Antrag gestellt worden, einen Erbkaifer mit dem Sitz in Frankfurt zu ernennen. Es soll demselben eine Civillite ausgesetzt werden.

Der Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen ist von Frankfurt nach Berlin gereist und man glaubt nun bestimmt, Preußen werde in kürzester Zeit die Regierung der beiden Fürstenthümer Hohen-Zollern übernehmen.

Die russischen Fürsten unterhandeln mit dem Cabinet von Dresden wegen Aufnahme ihres Ländchens in das Königreich Sachsen.

In Hamburg tritt die Konstituante am 11. Dez. zusammen. Die Versammlung soll so radikal ausgefallen seyn, daß viele reiche Leute sich schon jetzt entschlossen haben, von Hamburg wegzuziehen, um dem, was kommen wird, zu entgehen.

In Bremen ist es am 5. und 6. Dez. zu beklagenswerthen Excessen gekommen. Volksbauern haben ein Magazin, worin zur Verführung nach England bestimmtes Schweinefleisch aufbewahrt wurde, unter dem Rase, daß durch diese Ausfuhr die Lebensmittel vertheuert würden, angegriffen und die Vorräthe weggeschlepp't. Ein Bajonnettangriff zerstreute die Ruhestörer.

In Schleswig hat eine Anzahl Militärs ein Mißtrauensvotum gegen General v. Bonin erlassen, namentlich

die in Rendsburg liegende Pontonnierkompagnie. Der General setzte ein Kriegsgericht von 12 Stabsoffizieren nieder, welches die Entwaffnung der Kompagnie aussprach. Das in Rendsburg liegende Bataillon Württemberger (vom 8. Regiment) wurde kommandirt, um die Entwaffnung zu vollziehen; es setzte aber Gewehr beim Fuß, weil die Leute in ihrem Rechte seyen. Das zweite Bataillon schleswig-holsteinischer Infanterie verweigerte darauf gleichfalls den Gehorsam und soll dem General eine Kakenmusik gebracht haben. Nun ward das sechste Bataillon aus Kiel herbeigerufen, wird es aber wahrscheinlich eben so machen. Es heißt, die Württemberger sollen ins Innere Deutschlands verlegt werden. So lauten die Berliner Nachrichten und die Eiderzeitung; der Altonaer Merkur dagegen sagt, die Entwaffnung sey vollzogen worden.

Bei dem Krawall, der wegen der Verhaftung der 50 Pontoniers in Rendsburg in Schleswig-Holstein am 5. vorfiel, wurde eine Kompagnie Württemberger beordert, das Volk mit gefälltem Bajonnett aus einander zu treiben. Sie that sofort ihre Pflicht. Leider sind mehrere Verwundungen vorgekommen. Die Ordnung ist wieder hergestellt. Das kriegsgerichtliche Urtheil über die 50 ist bereits gefällt, aber noch nicht verkündigt, weil die gemeinsame Regierung, obwohl sehr kräftig auftretend, dasselbe zu bestätigten Anstand genommen haben soll. Gegen die Dänen gestaltet sich die Sache wieder feindlicher. Da die Herausgabe der Inseln Alsen und Arrde von den Dänen entschieden verweigert worden ist, so hat die schleswig-holsteinische Regierung ein Zollsystem angeordnet, welches den Eintritt der Dänen in die Herzogthümer erschwert.

Aus Berlin vernimmt man, daß die Regierung sich jetzt alle Mühe gibt, die Bestimmung des Frankfurter Parlaments zu ihren neuesten Schritten zu erlangen.

In Koblenz findet eine beklagenswerthe Zuchtlosigkeit des Militärs statt, indem die Soldaten des Abends mit den Bürgern Streit anfangen und sozleich zum Säbel greifen. Daß es wirklich Zuchtlosigkeit ist, geht daraus hervor, daß sie auch unter einander selbst und mit ihren Offizieren in Konflikt gerathen. Einer dieser Helden vom 27. Regiment führte einen Hieb nach einem aus einem Laden kommenden Dienstmädchen; ein Ublan, der in der Nähe stand, gerieth darüber in so gerechten Zorn, daß er augenblicklich den Säbel zog und den Ter mit einem Hieb zu Boden streckte. Ein anderer Troß dieser Ter, der im Begriff war, mit gezogenem Säbel über einen Haufen Arbeiter, die auf der Rheinbrücke standen, herzufallen, mußte mit gefälltem Bajonnett durch eine Patrouille zurückgetrieben werden, und der anwesende Offizier, der umsonst mit dem Säbel auf sie eingedrungen war, um sie zum Nachhausegehen zu zwingen, war zuletzt genöthigt, eine Wiederholung des Angriffs durch Ausfahren der Brücke unmöglich zu machen.

In der Nähe von Jülz in Schlessen, unweit der österreichisch-preussischen Gränze, ertönte vor einigen Tagen plötzlich der Schreckenruf: „Die Russen sind da!“ Doch statt der Russen sah man bald vor der Stadt etwa 100 blaue ungarische Husaren, die sich über die Gränze gemacht hatten, aber nun in Schlessen von preussischem Militär von allen Seiten verfolgt, entweder entwaffnen lassen oder wieder das österreichische Gebiet gewinnen müssen.

Aus Wien nichts Neues von besonderer Bedeutung. Zur Feier der Thronbesteigung Franz Josephs I. wurde eine großartige militärische Messe abgehalten, und am 6.

wurde durch den Fürsten Windischgrätz eine Vertheilung von Medaillen an diejenigen Soldaten vorgenommen, die sich bei der Eroberung Wiens ausgezeichnet hatten. — Der junge Kaiser wird nächstens in Schönbrunn erwartet. — Der offizielle Entbusiasmus der Wiener hat sich etwas abgekühlt, seitdem der Minister Kraus die Bewilligung zu einem neuen Anlehen von 80 Millionen Gulden vom Reichstag begehrt hat. Man hat einen Vorschmack von Dem bekommen, was die Armee noch kosten dürfte. — Uebrigens fährt man fort, Misstrauensadressen an die Deputirten der Linken, Dankfagungen an Jellachich, Windischgrätz zu betreiben, zum Theil auf so kriechende und niederträchtige Weise, daß man sieht, daß Wien nicht umsonst dem demoralisirenden Druck des Absolutismus so lange unterworfen war. — Von den Ministern dringen, wie es heißt, vorzüglich Bach und Stadion auf Abfözung des Belagerungszustandes; die Wiener „gute“ Presse dagegen (das Journal des öst. Lloyd, die Wiener Zeitung) trägt auf Verlängerung desselben an. — Die von Katerly ausgeführte ungeheure Kriegsteuer in der Lombardei soll zurückgenommen seyn, weil sie zu große Aufregung hervorrief.

In Dimög hatte am 3. d. eine Deputation des Reichstages Audienz bei dem jungen Kaiser. Sie brachte ihre Glückwünsche zur Thronbesteigung dar. Kaiser Franz Joseph hielt an dieselbe eine Rede, worin er unter Anderem die Aufrechthaltung der Konstitution versprach. Die Rede, sagt die Prager Zeitung, dürfte recht schön gewesen seyn, und die Deputirten bedauerten, sie nicht bis zu Ende gehört zu haben, da ein fatales Malheur dazwischen kam, ein Malheur, das manche Rede schon unterbrach.

Aus Wien vom 8. Dez. wird wieder eine Hinrichtung gemeldet — ein Ungar, Namens Horvath, wurde wegen Verheimlichung eines Karabners und mehrerer Patronen im Stadigraben erschossen. — Das kaiserl. Manifest an die Ungarn, worin der junge Monarch seine Thronbesteigung anzeigt, ist bereits erschienen und durch einen höhern Offizier nach Ungarn geschickt worden. Der Inhalt desselben ist in Wien noch ein Geheimniß. Es soll sehr energisch lauten.

Etwa 100 bei den letzten Ereignissen theilgenommene junge Leute, meist Studenten, sind in aller Eile, ehe etwa plötzlich eine Amnestie eintrete, unter das Militär gesteckt worden. Nach einigen Blättern hätte man die Grausamkeit gehabt, sie trotz ihren Tugenden unter das kroatische Fußvolk einzureihen. — Fürst Windischgrätz hat vom Kaiser von Rußland den St. Andreas-Orden erhalten, der bisher in der Regel nur gekrönten Häuptern verliehen wurde. — Der Belagerungszustand wird seit einigen Tagen wieder verschärft. Auch enthält die neueste Wiener Zeitung wieder eine Kundmachung des Stadtkommandanten, in welcher vor aufreizenden Reden in Kaffee- und Wirthshäusern, welche man neuerlings wieder wahrgenommen habe, gewarnt und mit der standrechtlichen Behandlung gedroht wird. — Kaiser Ferdinand soll sehr better seyn, seit er von der Last der Regierungsgeschäfte befreit ist; er empfing mit großem Wohlwollen die Reichstags-Deputation, welche ihm eine Dankadresse überbrachte.

In Wien unterhält man sich über einen Brief Kossuths, den dieser an den dortigen nordamerikanischen Minister geschrieben hat. Er ersucht darin denselben, sich im Namen der Freiheit bei dem Marshall Fürsten Windischgrätz dahin zu verwenden, daß er einwillige, eine Waffenruhe von drei Monaten für Ungarn eintreten zu lassen.

In Pest soll die Abdankung des Kaisers eine ungeheure Aufregung hervorgerufen, ja die Proklamirung der Republik veranlaßt haben. Die Bestätigung steht dahin.

Die ungarische Grenze gegen die Donaufürstenthümer wird von russischen Truppen umschlossen.

Ein Versuch den König Karl Albert zu vergiften soll wirklich gemacht, aber noch bei Zeiten entdeckt worden seyn, so daß keine Gefahr für das Leben des Königs sey. — Das Ministerium zu Turin hat seine Entlassung genommen. Es mußte der Kriegspartei weichen.

Der große Wahltag hat begonnen; Paris hat ein bewegtes Ansehen. Gestern Abend um 6 Uhr ward eine Proklamation Cavaignacs an das französische Volk angeschlagen, in der die Volkziehungsgewalt die Bürger auffordert, ihr Wahlrecht gewissenhaft, unabhängig, aber auch mit Ruhe auszuüben. — Sehr viele Familien haben in den letzten Tagen Paris verlassen, und die Auswanderung rauert noch fort. Alles fürchtet einen gewaltsamen Zusammenstoß, und man bezeichnet den 20. als den Tag, wo ein allgemeiner Kampf ausbrechen soll.

Die Londoner Zeitungen melden ein fruchtbares Unglück, welches sich an Bord eines zwischen Sligo und Liverpool fahrenden Dampfsboots zugegetragen. Als dieses am 2. Dez. Morgens nach einer stürmischen Fahrt von Sligo her in den Hafen von Londonderry einlief, lagen 73 Leichen an Bord. Der gewissenlose Kapitän hatte weit mehr Passagiere aufgenommen, als die zweite Kajüte fassen konnte, und als während des Sturms in der Nacht dieselben — meist arme Irländer, die sich in Liverpool nach Amerika einschiffen wollten — sich im Schiffsraum zusammengedrängten, erstickte von 150 beinahe die Hälfte.

Der Armen- Arzt.

(Fortsetzung)

Obgleich dieses Papier nicht der Art war, um den Doktor aus seiner Ungewißheit zu reißen, so steckte er dasselbe doch sorgfältig in seine Brieftasche und nahm die kleine Waise mit sich, die er Margarethe nannte.

Von diesem Tage an weichte der gute Arzt dem Kinde die Zärtlichkeit einer Mutter. In seinem einsamen Eolibat hatte er bis dahin nie die Süßigkeit des Gefühls kennen lernen, welches das erste Schreien eines Kindes im Herzen eines Menschen hervorzubringen vermag. Es war dies für ihn eine ganz neue Entdeckung. Obgleich schon damals in ziemlich vorgerücktem Lebensalter, wurde er wieder jung, um seiner kleinen Margarethe Liebe zu gewinnen.

Der Mann der Studien und der Wissenschaft vertauschte seine Bücher gegen die kostbarsten Spielsachen; wenn er von seinen beschwerlichen Gängen nach Hause kam, bestand seine einzige Erholung darin, in den Gartenwegen vor Margarethens herzuhalten, die ihn lachend verfolgte und in den Verstecken aufsuchte, in die er sich vor ihr flüchtete; wenn es dann Abend wurde, schlieferte er sie auf seinen Knien ein, auf denen er sie wiegte.

Je mehr Margarethe heranwuchs, um so mehr beglückten den Doktor Rousseau seine Vaterfreunden. Seine Zärtlichkeit für sie war so groß, daß er Niemand die Mühe anvertrauen wollte, ihren erwachenden Geist zu pflegen; er studirte des Morgens die Lektionen, die er sie Abends lehrte, und da Margarethe mit seltenen Gaben ausgestattet war, so vergalt sie schon nach wenigen Jahren ihrem Lehrer seine Mühe reichlich.

Als trefflicher Musiker hatte der alte Doktor bald bei Margarethen ein besonderes Talent für diese Kunst entdeckt und es war ihm gelungen, in kurzer Zeit sie zu einer ausgezeichneten Klavierspielerin, und als ihre Stimme sich mehr entwickelt hatte, zu einer trefflichen Sängerin heranzubilden, die nicht nur verstand, was sie vortrug, sondern es auch tief und innig fühlte.

Dieses Glück dauerte lange Zeit; aber endlich kam der Tag, an welchem Doktor Rousseau an ihrer Trauer ohne einen bestimmten Grund, an jenen häufigen Traumereien, die man so oft bei jungen Mädchen findet, merkte, daß der poetische Genuß der Musik bald nicht mehr zu Margarethens Glück ausreichen würde, und daß mitten in dieser bloß künstlerischen Atmosphäre sein geliebtes Kind bald wie eine tropische Pflanze in einem Gewächshause verkümmern würde.

Obgleich der alte Mann sich über die Ursache dieses innern Umschwungs nicht tauschte, so versuchte er doch mit der Selbstsucht eines Vaters, die man fast eine Tugend nennen kann, dem geheimen Sehnen seiner Tochter eine andere Richtung zu geben, indem er der Thätigkeit ihres Herzens eine neue Nahrung verschaffte. Er weidete sie in die Geschäfte seines äußern Lebens ein, führte sie in die Zufluchtsstätte des Armen und vertraute ihr die Tröstungen der Leidenden und Unglücklichen an. Margarethe widmete sich, wie wir oben gesagt haben, muthig dieser Aufgabe; aber die Befriedigung der Pflichtenfüllung, die Freude des Bewußtseyns füllten doch nicht ganz die Leere aus, die in ihrem Herzen entstanden war.

Der Doktor verfolgte mit schmerzlichem Antheil die Fortschritte des verborgenen Uebels, das die Wangen des jungen Mädchens bleich machte, und manchmal verwünschte er seine Wissenschaft, die ihm keine Waffen in die Hand gab, durch die er im Stande gewesen wäre, eine Dekorganisation zu bekämpfen, welche sich so zu sagen unter seinen eigenen Augen immer mehr ausbildete. Ein unerwartetes Ereigniß sollte aber bald die Seele des vortrefflichen Mannes wieder beruhigen, indem es ihn das Ende seiner Befürchtungen h. f. n. ließ.

Eines Abends, als er mit Margarethen unter einer Laube des Gartens saß, kam die alte Gertrude, ihm zu melden, daß ein Fremder ihn zu sprechen wünsche. Doktor Rousseau wollte eben aufstehen, um dem Fremden entgegen zu gehen, als dieser bereits selbst unter dem Eingange der Laube erschien. Es war dieß ein junger Mann von etwa 25 Jahren, mit angenehmem Aeußern und edlem Anstand. Die Reicheit seines Blickes war durch ein sanftes Lächeln gemildert, und obgleich sein Benehmen die Ungezwungenheit eines Weltmanns verrath, so war doch leicht zu bemerken, daß er sich bemühte, seinen Zügen den Ausstrich jugendlicher Schwärme abzuweihen.

Beim Anblick dieses jungen Mannes stieß Margarethe einen leichten Schrei des Erstaunens aus und wandte sich rasch weg, um die Röthe zu verbergen, die auf ihren Wangen flammte. Der Doktor bemerkte diese Bewegung nicht; mit einer Geberde gab er dem Fremden zu verstehen, Platz auf einem Gartenstuble zu nehmen, der neben der Bank von Holz stand, auf der er saß, und durch eine stumme Verbeugung forderte er ihn auf, den Grund seines Besuches anzugeben.

Der junge Mann, der Margarethens Verlegenheit nicht zu bemerken schien, sagte nun dem alten Arzte, daß er Friedrich Beauval heiße, Blumenmaler sey und seit ei-

niger Zeit ein kleines Haus mit einem Garten in der Straße des Batailles gemiethet habe. Er habe, fuhr er fort, von der reichen Sammlung von Dahlien des Doktors sprechen gehört; er selbst besitze eine nahezu vollständige Sammlung; doch fehle ihm noch die Pearl - Olivia, und er sei gekommen, um Herrn Rousseau den Vorschlag zu machen, ihm einen oder zwei Ableger dieser Gattung als Austausch für jede andere Blume seiner Wahl abzulassen.

Der gute Doktor that sich etwas auf seine Gartenkunst zu gut; er fühlte sich deshalb angenehm überrascht über den unverhofften Ruf, in welchem sein Garten stand, nahm daher das Anerbieten des Herrn Beauval mit Dank auf und zeigte ihm seine Sammlung mit einer Gefälligkeit, welche der junge Mann mit Lobsprüchen vergalt, die er mit der gelehrten Zohrtbeit eines Kenners ertheilte.

Als die Nacht hereinbrach, bezog sich der junge Maler mit der so sehr gewünschten Blume weg, doch nahm er zuvor noch Herrn Rousseau das Versprechen ab, ihn morgen in seinem Atelier und seinem Garten zu besuchen. Während des Weggehens, und als der gute alte Mann im Begriff stand, die Außenthüre zu öffnen, trat Margarethe rasch an ihn heran und sagte mit zitternder Stimme:

Welche Kühnheit, mein Herr!

Der junge Mann rechtfertigte sich durch einen berechtigten Blick und indem er Margarethens Hand ergriff, sprach er:

Ah, Fräulein, warum haben Sie meinen Brief nicht beantwortet?

Die Gartenthüre war jetzt offen; man mußte sich trennen; aber Margarethe machte an diesem Abend keine Musik.

(Die Fortsetzung folgt).

An das deutsche Volk.

Hasse Muth, Volk, deutsches Volk!
Noch ist zur Rettung nicht zu spät:
So lange über Deutschlands Gauen
Der Doppeladler stark im Selbstvertrauen
Noch schwarz-roth-golden jauchzend weht
Ist nicht zu spät!

Hermanns Kraft und Hermanns Geist
Schwebt über deinen Bergen hoch: —
Nicht Varns Legionen mögen
In Deutschlands freien Hütten und Gehägen
Aufbürden uns ein fremdes Joch —
Hermann kämpft noch!

Freier Rhein und deutscher Wein!
— Wie lächelnd beide doch in mild! —
So lang der deutsche Wein sich reget,
Den freien Rhein ein deutsches Mädel schläget.
Sei deutsche Brust auch Deutschlands Schild,
Wenns ernstlich gilt!

Freie Wehr und fester Muth
Wacht jetzt in deutschen Hütten still.
Doch regt sich bald hi-rarchisch Walten,
So stellen Löwenähnliche Gestalten
Beseelt mit Hermanns Geist und Will
Sich in der Stül!

Nun starkes Volk Germanen
Steh fest und weiche nicht vom Recht!
Manch Unbill hab' ihr längst erlitten,
Natürlich Recht mit ihrem Blut erstritten,
Himmorden sehn manch' deutsch' Geschlecht! —
Weicht nicht vom Recht!